

Übersetzen

Januar-März 2004 • 38. Jahrgang • Nr. 1

Claus Sprick

Die Königin der Regale

Zur Verleihung der Karl-Preusker-Medaille 2003
an Regina Peeters

Man hat mir schon mehrfach im Anschluß an Reden, die ich gehalten habe, in aller Freundschaft nahegelegt, mir gefälligst vorher zu überlegen, worüber ich zu sprechen gedenke, das womöglich irgendwie zu gliedern und den Zuhörern die thematischen Schwerpunkte vorab stichwortartig anzukündigen. Dieser Bitte komme ich gern nach.

Ich möchte wie immer weit ausholen und die Evolution vom Affen über den Menschen zur Bibliothekarin aufzeigen. Ich werde darlegen, warum die Bretter, die die Welt bedeuten, Regale heißen, und was das etymologisch mit Regina zu tun hat. Bitte erlauben Sie mir auch, ganz persönliche Erfahrungen einzuflechten, etwa wie ich Regina Peeters kennengelernt habe oder wie eine Bibliothekarin beinahe zum Anlaß meiner ersten Ehekrise geworden wäre. Und welche Krise Karl Emmanuel Preusker vermutlich bekommen hätte, wenn ihm zu Lebzeiten bekannt geworden wäre, nach welchen unkonventionellen Regeln diese Bibliothek im Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen funktioniert, die Regina da aufgebaut hat.

Ich bin allerdings nicht mehr dazu gekommen, das zu ordnen und zu gliedern. Ihnen wird daher nichts anderes übrig bleiben, als alles so zu nehmen, wie es gerade kommt. Sie dürfen aber hoffen, daß meine Laudatio sich dem Ende zuneigt, sobald die genannten Themen abgehandelt sind. Es sei denn, mir fällt während der Rede noch was ein.

Dies ist übrigens meine erste Laudatio. Was eine Laudatio ist, habe ich pflichtgemäß recherchiert, und zwar aus Diskretion ganz eigenständig, statt wie sonst einfach Regina zu fragen. Anders als der Küchenlateiner vermuten könnte, ist eine *lau-datio* also nichts, was man geschenkt bekommt, sondern etwas, das man sich verdienen muß. Etymologisch kommt das von *laus*, das Lob. Und ich gedenke, Regina viele *läuse* in den Pelz zu setzen. Verdientermaßen. Und voller Verehrung, wie es sich einer *regina* – einer Königin – gegenüber ziemt, wofür mir die Synonymwörterbücher im Europäischen Übersetzer-Kollegium den Begriff »huldigen« vorschlagen. Lassen Sie mich also huldigst loslegen.

Ich habe Regina 1981 in Straelen kennengelernt. Da war sie noch in der Untersekunda, wie das damals hieß, und das Europäische Übersetzer-Kollegium noch in der Gründungsphase. Wir hatten eine unserer ersten öffentlichen Veranstaltungen, bei der Regina sicherlich die jüngste Zuhörerin war. Sie sprach mich in der Pause an, zeigte sich von der Idee des Kollegiums begeistert und fragte, ob sie in ihrer Freizeit stundenweise mithelfen

könne, zum Beispiel, um unsere damals noch sehr bescheidene Bibliothek zu ordnen. Das nenne ich eine gezielte Jobsuche und zugleich den Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Wir haben Regina seitdem komplett vereinnahmt, wenn man einmal von den drei Jahren abieht, nach ihrem Abi 1984, in denen wir ihr gestattet, mal kurz an der Fachhochschule für Bibliotheks- und Dokumentationswesen in Köln zu studieren, aber mit dem wechselseitigen Versprechen, daß sie anschließend als Diplom-Bibliothekarin zu uns zurückkommt.

Eine Bibliothekarin war für mich schon immer etwas Besonderes, und Regina schon immer eine ganz besondere Bibliothekarin.

Nun erwarten einige von Ihnen gewiß, daß ich jetzt auf meine Fast-Ehekrise zu sprechen komme. Den Gefallen kann ich Ihnen tun. Ja, auch das war 1981. Aber ganz anders, als zu vermuten ich Ihnen ohnehin verübeln würde. Ich erzähle das auch nur, um ein weiteres Beispiel dafür aufzuzeigen, welche wichtige Rolle Bibliothekarinnen im Leben eines Menschen spielen können: Meine Tochter Diana war damals gerade ins lesefähige Alter gekommen, und ich nahm sie zum ersten Mal in die Stadtbücherei in Essen mit. Sie suchte ein Buch »mit richtigen Hexen und Zauberern und so«, und ich sagte ihr, sie solle doch einfach mal die junge Dame an der Ausleihe fragen, das sei die »Bibliothekarin« und die wisse da besser Bescheid als ich. Diana ließ sich beraten und war mit ihrer Beute – gleich zwei Gruselbüchern nach ihrem Geschmack – hochzufrieden. Nur mit dem Begriff »Bibliothekarin« war sie wohl etwas überfordert, denn beim Abendessen fragte sie: »Papa, gehst du morgen wieder die *Karin* besuchen?« Da hatte ich meiner Frau gegenüber einen gewissen Erläuterungsbedarf, durfte dann aber die *Karin* doch wieder besuchen, um für Diana Nachschub zu besorgen. Seitdem treibt sich auch dieses Kind vorzugsweise in Büchereien herum.

Die Bibliothek, die Regina Peeters aufgebaut hat, dient indes ganz anderen und sehr speziellen Bedürfnissen, setzt aber gerade deswegen offenbar ebenfalls gewisse Grundkenntnisse in Hexerei und Zauberei voraus, und das nicht nur, was ihre Finanzierung betrifft. Einerseits soll sie idealerweise alle Fachgebiete und Sprachen abdecken, also eine Universalbibliothek sein. Zum anderen muß sie aber auf die spezifischen Bedürfnisse literarischer Übersetzer ausgerichtet sein, die häufig sehr punktuelle Auskünfte brauchen, wie sie nur alternative und atypische Informationsquellen bieten wie etwa Produktkataloge, Stadtpläne aus der Zeit, in der der zu übersetzende Roman spielt, Trivia, die herkömmliche Lexika als zu banal verschmähen, ältere Enzyklopädien, die über den Wissensstand einer früheren Epoche Aufschluß geben, aber auch ganz Aktuelles oder regionale Details bis hin zu örtlichen Dialekten. Selbst falsches Deutsch, das die puristisch-puritanische

Duden-Redaktion schamvoll zu verleugnen pflegt, wie etwa die Wendung »in Bälde«, muß man dort nachschlagen können. Ein vietnamesischer Germanist und Goethe-Übersetzer, der irgendwo hocheifrig gelesen hat, daß eine Konkordanz diesen Meisters Wortschatzes *in Bälde* verfügbar sei, wäre deshalb gut beraten, nicht vergebens nach der von ihm womöglich im Hochsauerland vermuteten Kleinstadt Bälde zu suchen, sondern sogleich an den Niederrhein nach Straelen zu kommen, um zu recherchieren, was es damit auf sich hat.

Da will in Straelen zum Beispiel ein Flaubert-Übersetzer wissen, wie man Mitte des 19. Jahrhunderts die Hemdhörschen nannte, die junge Mädchen damals trugen – und wird von Regina sogleich auf einen Wäschekatalog eines Berliner Textilhauses aus jener Zeit verwiesen, der wie selbstverständlich im Regal mit der Aufschrift *Einsprachig, Deutsch, Mode und Textilien* steht. Oder ein anderer will wissen, ob er ein noch früher in Frankreich gebräuchliches mehrsitziges Pferdefuhrwerk als »Kremser« übersetzen könnte, und stellt dann bei der Suche nach einer Abbildung dieses Gefährts fest, daß ein gewisser Herr Kremser, hier in Berlin übrigens, die Zulassung für derartige Droschken erst 1822 erhielt, so daß diese Übersetzung bei einem französischen Roman aus dem Jahre 1805 nicht nur regional nicht paßt, sondern auch ein peinlicher Anachronismus wäre. Da heißt es dann, weiter in Beschreibungen und Abbildungen von alten Kutschen zu stöbern.

Häufig geht es auch nur darum, adäquate Formulierungen für Phänomene zu finden, für die die Sprache des Originals problemlos Bezeichnungen bereithält, die Zielsprache aber nicht. Eine Engländerin hat beispielsweise keine Schwierigkeiten, *to cross and uncross her legs*. Kann man im Deutschen seine Beine, oder, um einen typischen Anglizismus zu vermeiden, *die Beine* entkreuzen? Oder muß man sie martialisch wieder auseinanderschlagen? Da ist es hilfreich, deutsche Übersetzungen englischer Texte daraufhin durchforsten zu können, ob ein anderer Kollege bereits eine adäquate Lösung gefunden hat.

Gerade im Bereich der »Körpersprache« tauchen solche Fragen immer wieder auf. Gibt es dafür ein spezielles Glossar? Leider nein, noch nicht. Aber auch Material für ein solches Glossar mit Beispielen aus der Literatur zu sammeln ist Aufgabe einer übersetzer-spezifischen Bibliothek. Und irgendwann wird es hoffentlich in Straelen ein Kompendium geben, in dem man beispielsweise gezielt nachschlagen kann, wie man im Deutschen mit den Armen rudert (womit sonst?), oder was ein Mensch in deutscher Sprache alles mit den Daumen oder mit der Zunge machen kann.

Wußten Sie übrigens, daß es genau diese beiden letzten Fertigkeiten sind, die uns Menschen von den Tieren unterscheiden, und – naja, graduell – Bibliothekare und Bibliothekarinnen von uns anderen Sterblichen? Denn nur wir Menschen haben den voll opponierbaren Daumen, den wir abspreizen und rotieren lassen können, was uns in die Lage versetzt, Däumchen zu drehen, Geld anzudeuten, einen Hosenschlitz zu öffnen oder Gladiatoren in den Tod zu schicken. Dagegen sehen selbst die anderen Primaten evolutionsmäßig alt aus. Ein Affe kann zwar in der Nase bohren, aber nur der Homo sapiens sapiens ist in der Lage, das, was er dort gefunden hat, seinem Nachbarn ans Fell zu schnipsen.

Das zweite, was uns Menschen von den Tieren unterscheidet, ist die Zungenfertigkeit, der wir die Sprache verdanken. Sie wird nur noch übertroffen von der Fähigkeit, die Zunge längs zu falten. Das beherrscht

aber, genetisch bedingt, nur ein kleinerer Teil der Menschheit, die sogenannten Zungenroller, und es würde mich übrigens durchaus nicht wundern, wenn Regina Peeters dazugehört. Die meisten können nur dekorativ die Stirn in Falten legen, denn die Sprache ist schon schwierig genug.

Aber auch die hat Regina Peeters zu beherrschen gelernt. Und nicht nur eine. In Straelen stehen Nachschlagewerke und andere Bücher in mehr als zweihundertsiebzig Sprachen und Dialekten, und ich begreife bis heute nicht, wie sie das alles auseinanderhalten kann, geschweige denn, wie sie es schafft, Bücher, die von rechts nach links geschrieben sind, von links nach rechts zu ordnen oder unseren Bestand chinesischer und japanischer Bücher (nebenbei bemerkt: wir haben inzwischen die zweitgrößte Sammlung japanischer Nachschlagewerke in Deutschland) so zu katalogisieren und zusammenzustellen, daß unsere asiatischen Gäste sich keine Mühe zu geben brauchen, ihr Gesicht zu wahren und nicht in ihr landestypisches Kichern auszubrechen.

Daß Bibliothekare und Bibliothekarinnen dem gewöhnlichen Homo sapiens evolutionsmäßig noch einen Schritt voraus sind, habe ich auch an dem besonderen professionellen Griff beobachten können, mit dem Regina den abspreizbaren Daumen einsetzt, um ein Buch aus dem Regal zu holen. Unsereiner legt den Zeigefinger oben auf den Schnitt und krallt sich das eingeklemmte Buch dann schräg verkantet nach vorn heraus. Kein Wunder, daß die Buchrücken oben immer arg lädiert sind. Nicht so Regina. Sie nähert sich dem gewünschten Buch mit entschlossen abgespreiztem Daumen und Zeigefinger, mit denen sie den linken und rechten Nachbarband etwas zurückstößt, um sodann in fließender Bewegung den mittleren Band, der nun ein wenig heraussteht, zangenartig zu greifen und einband-schonend herauszuziehen.

So souverän herrscht Regina auch im übrigen über ihre Regale. Und wenn ich bereits darauf hingewiesen habe, daß *regina* »die Königin« heißt, sei mir auch der Hinweis darauf gestattet, daß ein *Regal* laut Lexikon auch ein königliches Vorrecht ist und die Übersetzer sich daher glücklich schätzen dürfen, sich aus diesen Regalen, die die Welt erklären, nach Gusto bedienen zu dürfen. »Se régaler« heißt im Französischen übrigens, sich etwas besonders Gutes zu gönnen, und genau das kann man in der Straelener Bibliothek.

Sogar in einem Maße, daß es Karl Benjamin Preusker womöglich gegraust hätte. Als er heute vor 175 Jahren in Großenhain seine Schulbibliothek mit 132 Bänden eröffnete, hätte er sicherlich nichts dagegen gehabt, sie allmählich auf über 110000 Bände auszubauen, wie Regina das vollbracht hat. Aber wie hätte er wohl auf das Ansinnen der Benutzer reagiert, zu jeder beliebigen Tages- und Nachtzeit Zugang zu fordern oder gar neben dem Regal mit Biographien, vor den russischen Klassikern oder inmitten theologischer Werke ihr Bett aufzuschlagen, um dort zu nächtigen?

Nun, wahrscheinlich wäre er dennoch begeistert, wenn er sehen und miterleben könnte, wie hier die Idee einer Bibliothek als einer »Wohnstätte des Geistes« bis zur letzten Konsequenz fortgeführt worden ist. Das Europäische Übersetzer-Kollegium hat keine Bibliothek, sondern es *ist* eine, in der man wohnen und arbeiten kann. Man stelle sich einen lichten Innenhof unter einem Glasdach vor, zweistöckig umrahmt von Regalen mit Nachschlagewerken sowie Arbeitstischen mit Computern, und sternförmig davon abgehend neunundzwanzig Appartements, von denen keines dem anderen

gleich und in denen wiederum Regale mit Büchern stehen. Keine Nische, kein Durchgang, kein Toilettenvorraum, der nicht ebenfalls eine kleine, thematisch in sich geschlossene Bibliothek beherbergt. Wer bei uns zur Tür hereinkommt und im Flur den Mantel an den Garderobenhaken hängt, ist an Diderots und d'Alemberts Enzyklopädie schon vorbeigelaufen. Nur die Gemeinschaftsküche ist bücherfrei, hat aber ihrerseits zur Entstehung eines kosmogastrosophischen Straelener Kochbuches beigetragen, herausgegeben von wem wohl? Von Regina Peeters natürlich.

Straelen – eine klösterliche Idylle für die Diener des Wortes? Ja, irgendwie schon, aber dieses Kloster ist so was von online und vernetzt, daß man versucht sein könnte zu sagen: da surft der Mönch im Kettenhemd. Und zugleich (aber das behalten Sie bitte für sich) ist das für Insider die heißeste Wortspielhöhle zwischen *Bälde* und dem *Polyglottertal*. Auf alles, was es an Nachschlagewerken und Literatur auf CD-ROM gibt, hält Regina Peeters zwar energisch den abgespreizten Daumen, um Raubkopierern das Handwerk zu legen, aber von jedem Arbeitsplatz und jedem Zimmer aus kann man Tag und Nacht auf dieses Datenmaterial zugreifen, und selbstverständlich ebenso zum Flachtarif (neudeutsch: flatrate) auf das gesamte Internet. Das setzt bei Nutzern nicht einmal den abspreizbaren Daumen voraus, denn die Software hat Regina Peeters so idiotensicher zurechtgebogen, daß selbst der »Affengriff« (Control – Alt – Delete, Sie wissen schon) nur im äußersten Notfall erforderlich ist.

Aber die Straelener Bibliothek bietet weit mehr als die Möglichkeit, im digitalen Chaos zu wühlen. »Google« mag eine gigantische Suchmaschine sein – was Regina in Straelen aufgebaut hat, ist weit besser, nämlich eine höchst effiziente »Findemaschine«. Das allein würde es rechtfertigen, so, wie man noch heute bewundernd von der Bibliothek von Alexandria spricht, auch in fernen Zeiten noch von der »Bibliothek von Regina« zu sprechen. Das Wertvollste daran ist aber nicht diese »Findemaschine«, sondern der gute Geist, der hinter ihr steht und sie belebt. Als Leiterin einer Bibliothek, in der jährlich rund 750 Gäste leben und arbeiten, hat Regina Peeters einen Zuständigkeitsbereich, den man dezentriert als äußerst elastisch bezeichnen könnte. Sie kümmert sich nicht nur um die vielfältigen literarischen und persönlichen Nöte der Übersetzerinnen und Übersetzer, sondern vertritt die Idee des Übersetzer-Kollegiums durch ihre unermüdliche Öffentlichkeitsarbeit auch höchst wirkungsvoll nach außen.

Für all das haben wir Übersetzer Regina Peeters herzlich zu danken. Und im gleichen Atemzug möchte ich auch der einzigen weiteren Persönlichkeit danken, deren Verdienste sich hinter all dem nicht zu verstecken brauchen, und die es verdient, sich die Preusker-Medaille mit unserer Regina zu teilen: ich meine die Wissenschaftlerin Dr. Regina Peeters, die vor einem Jahr eine Dissertation vorgelegt (fast hätte ich gesagt: hingelegt) hat, deren Umfang sogar für ihren Spezialgriff eine Herausforderung darstellt. Auf über 500 Seiten hat sie die typischen Informationsbedürfnisse literarischer Übersetzer analysiert und mit der geballten Erfahrung von über zwanzig Jahren Praxis ein Modell entworfen, wie die ideale Bibliothek hierfür beschaffen sein sollte. Ganz zu schweigen von einer Fülle weiteren aufschlußreichen Materials, das sie aus Bescheidenheit in eine beiliegende CD-ROM verbannt hat, um Akademiker, die eine Habilitationsschrift verfassen wollen, nicht sogleich angesichts einer mehrbändigen Dissertation in die Depression zu treiben.

Mit dem Europäischen Übersetzer-Kollegium und allen seinen Nutzern freue ich mich mehr-, pardon: unbändig, daß Dr. Regina Peeters mit der Karl-Preusker-Medaille ausgezeichnet wird, und beglückwünsche die Jury zu ihrer Entscheidung.

Regina Peeters

Von Avesta bis Zulu

Ein Korrektiv zum Jeder-gegen-jeden-Prinzip

Iam the greatest.« Keine Sorge: Bei aller Freude, ganz so zu Kopf gestiegen ist mir die Auszeichnung mit der Karl-Preusker-Medaille 2003 denn doch nicht, daß ich gleich zum großmäuligen Superlativ und dann auch noch in der Weltsprache Englisch greifen würde.

So notwendig und wünschenswert es mitunter auch immer noch wäre, die Sprache der Bibliothekare und der literarischen Übersetzer durch einen solchen großwahnwinnigen Paukenschlag aus ihrem Dornröschenschlaf zu erlösen, endlich einmal wegzukommen von all diesen müden Bescheidenheitsformeln, den ewigen Jammertopoi, der großen Fuge in Ach, dem wohligen Auskosten des hohen Wehs in aller Öffentlichkeit. Hat eigentlich schon jemand einmal bemerkt, daß Bibliothekare und literarische Übersetzer im Grunde allzuoft und allzulange schon dieselbe Sprache gesprochen haben – eine Sprache der Selbstbescheidung bis hin zur Selbstdemütigung, eine kleinmütige Sprache, auch eine Sprache des Selbstmitleids, fast eine Sklavensprache?

»I am the greatest.« Wie anders klingt da dieser selbstbewußte Satz von Muhammad Ali, eines Nachfahren von Sklaven. Ali, der Superschwergewichtboxer, der im Oktober auf der Frankfurter Buchmesse allen die Show gestohlen hat, den Naddels und Bohlens ebenso wie den schauspielernden Verlegerwitwen in der Paulskirche oder den Russendisko veranstaltenden Autorendarstellern auf der Messe.

Die Pointe an diesem Marketing-Clou: Muhammad Ali sagte auf der Buchmesse kein einziges Wort. Er hat auch kein einziges Wort geschrieben. In dem ganzen 33 Kilo schweren und 3000 Euro teuren Buch des Taschen-Verlags findet sich kein einziger Satz aus neuerer Zeit von Ali. Muhammad Ali kann nicht mehr schreiben. Ob er es je konnte, steht mir nicht an zu beurteilen, heute ist er jedenfalls zu krank dazu.

»I am the greatest.« In Frankfurt war Ali das wirklich. Ich bin zufällig während der Buchpräsentation an dem vom Taschen-Verlag eigens aufgebauten Boxring in Halle 4.0 ganz in der Nähe des neuen Übersetzerzentrums vorbeigekommen und erlebte, wie ich glaube, einen Kairos im Strukturwandel der literarischen Öffentlichkeit, einen Moment der Entscheidung, in welche Richtung sich die Buchkultur in Deutschland entwickeln wird: Ein Mann, der nicht reden und nicht schreiben kann, wurde in diesem Moment zum meistgefeierten Star der Buchmesse. Und zwar mit einem Buch, das in diesem Moment nur als Blindband existierte, ein Buch mit leeren Seiten also, das noch niemand gelesen haben konnte.

Es gibt Bilder, die sich einprägen: dieses zählte dazu. Es war folglich nur konsequent, daß das Bild von Muhammad Ali im Boxring das Bild der diesjährigen Buchmesse wurde und international durch unzählige Medien lief.

»I am the greatest.« Dieser Satz bringt eine Entwicklung auf den Punkt, die in immer rasenderer Ge-

schwindigkeit immer größere Teile des kulturellen Felds erfaßt und auch vor der Arbeit der literarischen Übersetzer und der Bibliothekare nicht haltmacht. Es ist die vielbeschworene Spaß- und Eventkultur, die Deutschland-sucht-den-Superstar-Kultur oder wie die aktuelle Manifestation des in jeder neuen Verpuppung stets aufscheinenden, ewig-gleichen Jeder-gegen-jeden Prinzips auch immer heißen mag.

Dieses Jeder-gegen-jeden-Prinzip, so unterhaltsam, kurzweilig und amüsant es in seiner jeweiligen ästhetischen Auspielung auch wirken mag, ist die genaue Antithese meiner Arbeit, der Arbeit des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen, und übrigens auch die Antithese der Ideen Karl Benjamin Preuskers, in dessen Namen diese Arbeit heute geehrt wird.

»Ich möchte darauf hinweisen, daß große Dinge nicht immer in großen Städten geschehen und nicht immer mit irrsinnigem Tamtam und Popp und Hopp, das schnell zerplatzt. Ich glaube, daß hier etwas ganz Großartiges geschehen ist, was wahrscheinlich bis heute fast einmalig ist.« Dies sagte Heinrich Böll, neben Max Frisch und Samuel Beckett einer der Schirmherren des Kollegiums, anlässlich der Eröffnung des neuen EÜK-Domizils 1985. Nun war Heinrich Böll dem Pathos nicht abgeneigt. Den Nobelpreisträger gleichwohl nicht ins Unrecht zu setzen, versucht das Team des Übersetzer-Kollegiums jeden Tag aufs Neue.

Sie merken, ich spreche von Team, und dies keineswegs in jener eingangs angedeuteten Sprache der Bescheidenheit, die allzu lange die Sprache der Bibliothekare und literarischen Übersetzer war. Jedes Lesen ist Übersetzen. Und Lesen und Übersetzen ist nun einmal Teamarbeit: Teamarbeit zwischen Autor und Leser, Text und Übersetzer, in Straelen zwischen Übersetzer und Bibliothekar.

Literarische Übersetzer werden traditionell mit Einsamkeit in Verbindung gebracht. Schon ihr Schutzpatron, der Einsiedler Hieronymus, war ein rechter Griesgram und verkörpert nicht eben barocke Lebensfreude, wie er über seinen Büchern schwitzend im Gehäus dargestellt wird. Übersetzer »wirken im stillen«, »vergraben sich«, führen ein »Eremitenleben« und trauen sich selten aus ihrem »Schneckenhaus«, weil sie »das Licht der Öffentlichkeit« scheuen. So die Legende. Ob dieses Bild je gestimmt hat, weiß ich nicht, es stimmt jedenfalls immer weniger: Nicht alle Übersetzer sind solch lichtscheues Gesindel, und viele hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn ihre Arbeit »in der Welt draußen« ein größeres Echo fände.

Am Anfang des Europäischen Übersetzer-Kollegiums stand eine Vision, die man heute wohl kommunitaristisch nennen würde: kein arrogantes »I am the greatest«, sondern eher die Realisierung, daß wir alle besser werden, wenn wir uns gegenseitig helfen, oder wie es der gute alte Karl Marx so schön formuliert hat: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!« Es war die Vision, eine Begegnungsstätte für literarische Übersetzer zu schaffen, einen Ort des kosmopolitischen Austauschs ebenso wie der konzentrierten Arbeit, eine Bibliothek vieler unterschiedlicher Schriftkulturen mitten in einer Grenzregion. Genau fünfundzwanzig Jahre nach den ersten konzeptuellen Vorüberlegungen ist die Vision tagtäglich erfahrbare Wirklichkeit geworden: Im Europäischen Übersetzer-Kollegium kann man kontinuierlich an dem jeweiligen Projekt arbeiten und entgeht doch der »depressiven Verstimmung«, die sich in der Isolation am heimischen Schreibtisch zuweilen einstellt. Der Kontakt zu anderen Kollegen ermöglicht, was im Übersetzeralltag zu

kurz kommt: Man blickt über den eigenen Tellerrand. Schließlich ist ein großer Teil des literarischen Übersetzens Handwerk, und wie in jedem Handwerk gibt es Tricks und Kniffe, die man sich bei anderen anschauen kann – man muß das Rad ja nicht immer neu erfinden.

Literarische Übersetzer sind eine besondere Benutzergruppe in Bibliotheken. Wer selbst schon einmal versucht hat, eine Kurzgeschichte ins Deutsche zu übertragen, wird rasch gemerkt haben, daß literarisches Übersetzen dort anfängt, wo einen die Standardlexika im Stich lassen. Die Recherchen literarischer Übersetzer decken fast den gesamten Wissenskosmos ab – schließlich kann kein Mensch in allen Kulturen, in allen Wortfeldern der Welt zu Hause sein. Literarische Texte spielen aber nun mal in allen möglichen Milieus, ihre Protagonisten haben alle möglichen Berufe und Hobbys; alle Fachsprachen, Soziolekte und Dialekte können in ihnen aufscheinen.

Je nach der im Roman abgebildeten – oder konstituierten – Wirklichkeit müssen sich Übersetzer dann innerhalb kürzester Zeit in verschiedenste Fachsprachen einarbeiten, Sachverhalte aus allen Kultur- und Lebensbereichen klären und Zitate aus obskuren Quellen ermitteln. Herzstück des Kollegiums bildet daher die rund um die Uhr zugängliche Bibliothek, die speziell auf die Bedürfnisse literarischer Übersetzer ausgerichtet ist und Nachschlagewerke in 270 Sprachen und Dialekten – von Avesta bis Zulu – und eine Bibliothek mit Werken der Weltliteratur – meist in Original und Übersetzung – umfaßt.

Ein Sammelauftrag, der da lautet: »alle relevanten Nachschlagewerke in allen Sprachen«, ist natürlich eher ungewöhnlich. Er bedeutet, für alle möglichen Sprachenkombinationen alle relevanten Nachschlagewerke zur Verfügung zu stellen, die möglichst alle Informationsbedürfnisse befriedigen. Natürlich muß die Erfüllung dieses Auftrags auch in Zeiten des Internet letztlich Utopie bleiben, doch Monat um Monat erfüllt die Kollegiumsbibliothek ihn ein klein wenig besser.

Karl Preusker hätte übrigens sicher Gefallen gefunden an unserer Bibliothek: Er war eben nicht nur ein Vorkämpfer für die Idee der öffentlichen Bibliothek für jedermann, sondern engagierte sich daneben noch auf so unterschiedlichen Gebieten wie Pädagogik und Statistik, schrieb Aufsätze über die High Tech und Biotechnologie seiner Zeit, nämlich über die Cholerabekämpfung im Jahre 1831 und die erste größere deutsche Eisenbahnstrecke zwischen Leipzig und Dresden, und widmete sich außerdem intensiv seinem Hobby, einer Sammlung alter Enzyklopädien. Alles in allem, so stelle ich mir Karl Preusker vor, entspricht er mit diesen Interessen den Übersetzern, die die Bibliothek in Straelen heute nutzen.

Daß es diese Bibliothek gibt, verdankt sich einer ganzen Reihe engagierter Übersetzer, die in den 70er Jahren Abschied vom Prinzip »I am the greatest« nahmen, allen voran den Hauptinitiatoren des Europäischen Übersetzer-Kollegiums Elmar Tophoven und Klaus Birkenhauer. Wenn ich heute mit großer Freude die Karl-Preusker-Medaille durch die Deutsche Literaturkonferenz und ihrer Verbände erhalte, dann sehe ich diese Auszeichnung als Anerkennung einer Idee, die in Gestalt des Europäischen Übersetzer-Kollegiums im Jahr 2003 25 Jahre alt geworden ist, einer Idee, die ich heute als immer notwendigeres Korrektiv zum Jeder-gegen-jeden-Prinzip unserer Kultur und unserer Gesellschaft sehe, einer Idee, die ich mit Blick auf die anwesenden literarischen Übersetzer heute so formulieren möchte: You are the greatest. Vielen Dank.

Das Ende eines Übersetzertraums

Erinnerungen an Annamaria Galli Zugaro (1933-2003) und das Übersetzerkollegium auf Procida

Zum erstenmal las ich ihren klingvollen Namen in den achtziger Jahren in Straelen im Protokoll eines Treffens, bei dem es um die Gründung weiterer Übersetzerkollegien nach Straelener Vorbild in anderen europäischen Ländern ging. Annamaria Galli Zugaro wollte ein solches auf Procida einrichten und gab zu Protokoll, sie habe für das Collegio bereits einen Pasta- und einen Weinlieferanten. Das klang so, als sei damit die größte Hürde bereits genommen. Räumlichkeiten, Geld etc. würden dann sicher auch bald zur Verfügung stehen. Bei der nächsten Fahrt nach Süditalien nahmen wir in Neapel die Fähre nach Procida, um dem neuen Collegio einen Besuch abzustatten. Am ersten Zeitungskiosk konnte man mir meine Frage, wo es zu finden sei, nicht beantworten. So ging ich zur Post, die mußten es ja schließlich wissen. Collegio dei traduttori? Nie gehört. Aber auf dem Rathaus könne man mir sicher weiterhelfen. Dort saß ich wenige Minuten später einem jungen Bürgermeister gegenüber, der mir unter zwei gekreuzten Fahnen an der Wand hinter ihm eröffnete: In der Tat sei man im Begriff, ein solches Collegio auf der Insel einzurichten, man habe bereits einen alten Palazzo dazu auserkoren, den allerdings zur Zeit noch die Carabinieri mit Beschlagnahme belegt, und just vor einer Woche seien auch in Brüssel die Gelder bewilligt worden. Die Bürgermeister kamen und gingen, Annamaria blieb, die Carabinieri auch. Geld aus Brüssel kam eher nicht, mit der Unterstützung durch die Gemeinde haperte es, aber Annamaria mietete für die Übersetzer Ferienwohnungen an, lud uns zu Wein, Muscheln und Pasta in ihre baufällige Behausung mit all den alten Möbeln, den Bildern, dem Geschirr aus dem Familienbesitz, dem allabendlichen Schauspiel der Lichter von Terra Murata über der Bucht und den Tauben auf der Fensterbank ...

In einer Umgebung wie dem italienischen Süden, wo persönliches Engagement, individuelle Anstrengungen und Initiativen immer wieder frustriert werden und in Resignation zu versanden drohen, sind Menschen wie Annamaria Galli Zugaro, die trotz aller Widrigkeiten und Entmutigungen an ihren Visionen festhalten, gar nicht genug zu bewundern. Der Wortwitz eines obszönen Spruches an einer der Häuserwände am Hafen hatte sie bei ihrem ersten Besuch auf Procida spontan davon überzeugt, daß die alte Seefahrerinsel der geeignete Ort für die Verwirklichung ihres Traums von einem Übersetzerkollegium sei. Uns bleibt die dankbare Erinnerung, daß wir diesen Traum für eine Weile mitträumen durften.

Sigrid Vagt

Ich war im Frühjahr 1995 Stipendiatin des Collegio und verdanke diesem einen ersten Einblick in den neapolitanischen Süden Italiens. Einen schönen Monat Mai habe ich mich hier (fast) täglich über einen Text aus

einem ganz anderen Süden gebeugt, Vittorinis *Garibaldina*, den ich gerade neu übersetzte. Annamaria Galli Zugaro traf man in einem Palazzo mit großem Garten und spektakulärer Aussicht, in dessen großzügiger und leicht verwunschener Atmosphäre jeder Stipendiat stets ein offenes Ohr und einen frisch gebrühten neapolitanischen Kaffee fand. Hier war unübersehbar der persönliche Mittelpunkt des Collegio. Damals lebte unser Kollege Heinz Riedt noch, der im selben Palazzo seinen Alterswohnsitz gefunden hatte. Unvergesslich die Gespräche in der kühlen Laube des Gartens über den gemeinsamen Autor Primo Levi; unvergesslich die Streifzüge über die Insel, das Baden an ihren Stränden; unvergesslich auch die nonchalante Art Annamarias in der Leitung des Collegio, die etwas vollendet Neapolitanisches hatte: großzügig, nobel, etwas nachlässig, aber stets mit Takt und viel Stil. Es ist bedauerlich, dass, wie in der neapolitanischen Geschichte leider nicht selten, ein so hochherziges und ambitioniertes Projekt nun keine Fortsetzung finden wird.

Barbara Kleiner

Dank eines Aufenthaltstipendiums hatte ich im Herbst 2001 Gelegenheit, im Collegio auf Procida an einer Übersetzung aus dem Italienischen zu arbeiten. Zuerst musste ich sie aber auf dem Atlas suchen,

die kleine Nachbarinsel von Ischia und Capri. Weil ihre Bewohner sich in den 70er Jahren einer umfangreicheren touristischen Erschließung erfolgreich widersetzt haben, hat sich Procida seine Eigenwilligkeit bewahrt und hofiert die Touristen bis heute nicht.

Schon bei der Anreise mit der Fähre sah man auf der Festung der Terra Murata das einstige Gefängnis bedrohlich aufragen. Ein knatterndes, als Kleinauto getarntes Moped brachte mich dann

zu »meiner« Wohnung. Dort hätte ich noch vier weitere Personen beherbergen können, so groß war sie. Vom vorderen Zimmer aus hatte ich (über eine Mauer hinweg) Blick aufs Meer, aber auch auf einen der Müllsammelplätze der Insel. Jede Nacht wurden die Säcke von zwei lautstarken Männern in einem nicht minder geräuschvollen Gefährt abgeholt.

Etwas ruhiger ging es am Strand am anderen Ende der Insel zu, den man auch zu Fuß erreichen konnte, sofern man Acht gab, dass einen die Autos nicht über den Haufen fuhren – Bürgersteige gab es nämlich keine. Wenn ich nicht an meiner Übersetzung im Collegio arbeitete, flüchtete ich mich dorthin.

Im Collegio traf ich nur hin und wieder meine Kolleginnen an. Gelegentlich besuchten wir uns gegenseitig oder verabredeten uns abends an der Corricella, der kleinen Fischereihafenpromenade, mit ihren eigenwilligen, rosa, gelb, grün oder blau getünchten Häusern, deren Architektur typisch procidanisch ist. Über viele Stufen konnte man von dort in den oberen Teil des Ortes gelangen.

Hin und wieder trafen wir uns bei Annamaria zu Hause, in einem romantischen Palazzo, der das letzte Erdbeben leider nicht ohne Schäden überstanden hatte.



Typisches Haus auf der Insel Procida

Dort lernte ich sie als energische, interessante Persönlichkeit kennen. Sehr bewundert habe ich ihre Großzügigkeit und Gastfreundschaft. Für meine Fragen bezüglich der Übersetzung hatte sie stets ein offenes Ohr und konnte mir weiterhelfen.

Ich bedaure ihren Tod, denn mit ihr haben wir Übersetzer eine kämpferische Mitstreiterin für unsere Anliegen verloren.

Susanne Lötscher

Annamaria Galli Zugaro, die seit den 60er Jahren aus dem Französischen, Englischen und Deutschen übersetzte, leitete seit 1988 eine Institution, die, anders als andere europäische Kollegien, wenig Institutionelles an sich hatte. Je nach Bedarf mietete Annamaria Wohnungen an, über die ganze Insel verstreut. In dem im Ortskern gelegenen Palazzo Catena mit seiner kleinen Bibliothek und dem Internet-Anschluß traf man gelegentlich die Kollegen, oder man besuchte sie in ihren jeweiligen Wohnungen; oft aber sah man sie tagelang nicht. Geselliges Ritual waren die Einladungen, die Annamaria an die anwesenden Übersetzer aussprach, um einen neuen Gast zu begrüßen oder einen scheidenden zu verabschieden. Als liebenswürdige und aufmerksame Gastgeberin brillierte sie, ließ ihren reichen Erfahrungsschatz ebenso hell aufblitzen wie ihr lebhaftes Temperament. Schwierigkeiten mit der für ihren Geschmack lethargischen Gemeindeverwaltung, mit den für die Übersetzerförderung zuständigen EU-Verwaltungsstellen, mit der finanziellen Situation des Collegio deutete sie mehr an, als daß sie sie wirklich aussprach. Der Energie nach, die man in ihr spürte, hätte es mit ihr und dem Collegio noch lange weitergehen können.

Doch im Sommer 2000, als ich im Zitronenhain von Punta Pizzaco an Savinios Capri-Erzählung arbeitete, während ich auf Annamarias Fahrrad kreuz und quer über die Insel fuhr und in ihrer Hängematte unterm Maulbeerbaum Mittagsruhe hielt, in diesem Sommer waren die Krisenzeichen schon unübersehbar, gestaltete sich die finanzielle Situation immer desolater – nahezu erschöpft waren die Mittel, die der 1997 auf der Insel verstorbene und dort auch begrabene Heinz Riedt dem Collegio vermacht hatte, und ein für allemal verspielt die der EU, die schon vor Jahren von den Übersetzerkollegien nachweisbare Anstrengungen hinsichtlich »formazione e animazione« verlangt hatte, was Annamaria, die unhinterfragbare »anima« des Collegio auf Procida, mit Empörung aufgenommen und wie einen unsittlichen Antrag zurückgewiesen hatte. Was sollte da ausgebildet und belebt werden, auf dieser Insel voller Leben, bei all den gebildeten Übersetzern mit ihren lebensprallen Texten und Sprachen?

Annamaria zog sich immer mehr zurück, führte ein immer isolierteres Inselleben, las und rauchte in ihrem verwiterten Palazzo mit den schattigen Winkeln. Rege war ihre Teilnahme an Biblit, der Mailingliste der italienischen Übersetzer. Für alle aus dem In- und Ausland, die künftig noch kommen wollten, stand nur mehr eine kleine Wohnung zur Verfügung, oder Annamaria hätte ihnen eine vermittelt, aber die Gäste hätten sie selbst bezahlen müssen. Bei meinem letzten Besuch auf Procida im Frühling 2002 war Annamaria bereits deutlich von Krankheit gezeichnet; die Bibliothek im Palazzo Catena, zu der auch der Buchbestand Heinz Riedts gehörte, teilweise – von wem auch immer – ausgeräumt; in dem unweit von Annamarias Wohnung durch die Gemeinde neu eingerichteten Parco Letterario Elsa Morante erkannte ich einzelne versprengte Bände wieder.

Das Collegio gibt es nicht mehr. Ich bin traurig, daß Annamaria ihr wunderbares Lebensprojekt nicht hat retten und weiterführen können. Für alles, was sie erreicht hat, und dafür, daß ich daran teilhaben konnte, bin ich ihr sehr dankbar.

Martina Kempter

Dörte Lütvogt

Wortspiele, Normbrüche und Sprachcocktails

Deutsch-polnische Zusammenarbeit im EÜK

Manchmal beginnen die Probleme des Literaturübersetzers schon beim grammatischen Geschlecht: In den slawischen Sprachen ist der Tod ein feminines Wort, im Polnischen auch noch erotisch konnotiert. Was also macht der deutsche Übersetzer eines polnischen Gedichts, wenn darin die Weiblichkeit und Schönheit des Todes in jeder Zeile exponiert und zugleich mit der Männlichkeit des griechischen Thanatos identifiziert wird? Wie kann man den deutschen Leser dazu bewegen, seinen unerotischen Sensenmann und Gevatter Hein zu vergessen, auf dass die Männlichkeit des weiblichen Todes ihn überrasche? Was auch immer die wortschöpferische Kreativität des Übersetzers da zutage fördert (»Frau Tod«?, »die Tödin«?) – ob der deutsche Leser es schlucken und verstehen wird, bleibt fraglich.

Mit solchen und ähnlichen Problemen befassten sich 24 Studenten aus Deutschland, Österreich, Polen und Tschechien, die vom 31. Oktober bis 10. November 2003 an der ersten Deutsch-polnisch-tschechischen Übersetzerwerkstatt im Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen teilnahmen. Diese »europäische Universität«, von Hans Joachim Nölle im Auftrag der Auslandsgesellschaft Nordrhein-Westfalen organisiert, von der Robert-Bosch-Stiftung gefördert und von erfahrenen Übersetzern geleitet, ließ das Straelener Kollegium zehn Tage lang fast aus den Nähten platzen. Dessen Leiterinnen und Mitarbeiterinnen meisterten die Herausforderung mit Bravour: Die Teilnehmer durften nicht nur Räume, Bibliothek und technische Ausstattung eines Hauses nutzen, in dem sonst ausschließlich professionelle Übersetzer leben und arbeiten – sie wurden auch in einem Maße umsorgt und verwöhnt, das alle Erwartungen übertraf.

Jakub Ekier, Anna Wziatek, Dr. Hans-Christian Trepte und Manfred Mack, die Dozenten der deutsch-polnischen Gruppe, hatten schon im Vorfeld die sinnvolle Entscheidung getroffen, ihre Schützlinge nach den Zielsprachen in zwei Kleingruppen aufzuteilen. Polnische und deutsche Muttersprachler arbeiteten also getrennt, konnten sich aber dank der räumlichen Nähe gegenseitig konsultieren. Solche Beratungen waren mehr als einmal erforderlich und immer wieder hilfreich. So standen die polnischen Muttersprachler u.a. vor der Aufgabe, Laszlo Csibas sprachlich anspruchsvolle Erzählung »Marschschuhe« ins Polnische zu übertragen. Schon die eigenwillige Lexik bot genügend Stoff für Diskussionen: Was macht ein polnischer Übersetzer, wenn der Protagonist eines Textes nicht als »Autor« oder »Schriftsteller«, sondern beharrlich als »Buchautor« bezeichnet wird? Welcher polnische Ausdruck könnte da ähnlich seltsam klingen? Auch grammatische Eigentümlichkeiten sorgten für Kopfzerbrechen: Was macht man mit einem Konjunktiv II, der sowohl ein

fehlerhafter Konjunktiv I als auch ein echter Irrealis sein kann? Was vor allem macht man damit, wenn die Zielsprache eine solche Doppeldeutigkeit weder kennt noch erlaubt? Den deutschen Muttersprachlern ging der Diskussionsstoff ebenfalls nicht aus. Gemäß dem Grundsatz von Karl Dedecius, dass Übersetzer sich am besten mit ihren Altersgenossen befassen, widmeten sie sich u.a. zwei Texten aus der jüngeren und jüngsten polnischen Prosa. Die so erheiternde wie mühsame Suche nach Äquivalenten für den Punkrock-Subkultur-Slang des 1968 geborenen Krzysztof Varga brachte die Teilnehmer auf die Idee, eine Internet-Plattform einzurichten und dort in deutsch-polnischer Zusammenarbeit ein eigenes Slang-Wörterbuch zu entwickeln. Unabhängigbar war die Hilfe der polnischen Muttersprachler bei der übersetzerischen Auseinandersetzung mit dem Sensationsdebüt der erst 19-jährigen Dorota Maslowska: Wenn eine junge Autorin vorhandenes Wortmaterial aus Slang und Hochsprache konsequent zerhackt, um das Kleinholz zu einer ganz eigenen, hochgradig artifiziellen Sprache voll von Normbrüchen zusammenzukleben, ist eine verfahrensanaloge Übersetzung fast nur noch im Tandem zu leisten.

Einen Sensibilisierungsschub im Umgang mit literarischen Texten dürfte die Werkstatt allemal bewirkt haben. Die nicht minder notwendige Aufklärung über die Härten des Übersetzergeschäfts zerstörte aber auch manche Illusion. Den wild Entschlossenen, denen selbst das nicht Abschreckung genug war, dürfte die eindringliche Mahnung des Referenten Thomas Brovot im Gedächtnis bleiben: Sich bloß nicht aus Unwissenheit über den Tisch ziehen lassen und damit die Bedingungen für alle verschlechtern!

Nachruf

Hans Herrmann

13.10.1937 – 12.11.2003

Meine letzte Begegnung mit Hans Herrmann, Hansl, wie er in Übersetzerkreisen liebevoll genannt wurde, war eine typische: Ich hatte am Telefon eine Bitte, Hansl erfüllte sie. Ich suchte nach Unterlagen zu frühen Daten aus dem Übersetzerverband, Hansl stieg auf den Speicher, schlug in seinen Ordnern nach und schickte mir die gewünschte Information per eMail am nächsten Tag zu. So war er, so kannte ich ihn: zuverlässig, beschlagen, sorgfältig und hilfsbereit und das alles mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit, die immer das richtige Maß kannte.

Hans Herrmann war ein herausragender Übersetzer amerikanischer Literatur. Für die großen Verlage in Deutschland hat er an die 100 Bücher übersetzt, Bücher von bekannten und berühmten Autoren, darunter Eric Ambler, Charles Bukowski, Michael Chabon, Don DeLillo, Richard Ford, John Irving, Jack Kerouac. Er war mit Leib und Seele Übersetzer und, wie wir Kollegen wissen, ein Profi im besten Sinne des Wortes. »Wer so vielen verschiedenen Autoren dienen, ihnen nachempfinden, ihre Werke nachschreiben kann, dass sie auch im deutschen Sprachgewand unverwechselbar bleiben, der muss selbst Schriftsteller sein, mit der Sensibilität und Wandlungsfähigkeit eines guten Schauspielers, der auch nicht immer nur ein und dieselbe Rolle oder gar sich selber spielen darf« sagte sein Laudator anlässlich der Verleihung des Stuttgarter Literaturpreises 1984. Wir haben diese Professionalität an ihm geschätzt. Sie

ist nicht selbstverständlich in einem Beruf wie unserem, den der Laie sich oft so vorstellt, als schreibe der Übersetzer den Urtext einfach in seiner eigenen Sprache hin. Hans Herrmann wusste, was an Zeit, Können, Erfahrung und Talent dahintersteckt.

Und auch das haben wir an ihm geschätzt, dass er sich für alle, die diese »schöpferische Knochenarbeit« leisten und für die, wie Hansl es einmal ausdrückte »in wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Belangen noch viel zu tun ist«, immer engagiert hat. Von Anfang an und viele Jahre arbeitete er im ehrenamtlichen Vorstand der Bundessparte Übersetzer mit.

Mehrere Jahre und jetzt bis zum Schluss war Hans Herrmann, ebenfalls ehrenamtlich, Schriftführer für den »Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen«, dem ersten Förderverein für Übersetzerinnen und Übersetzer, dem viele von uns sehr viel verdanken.

Für mich hat Hans Hermanns Gradlinigkeit und die Selbstverständlichkeit, mit der er zupackte, immer auch etwas mit seiner Bodenständigkeit und seiner Verwurzelung im Schwäbischen zu tun gehabt. Ich kenne diese mir vertraute Art aus meiner Kindheit auf der schwäbischen Alb, und das Schwäbische an Hansl, das er nie verleugnet hat, sondern das zu ihm gehörte und aus dem er geschöpft hat, war für mich an ihm immer heimatlich. Besonders hat mich immer gefreut, wenn er das Schwäbische in seiner Arbeit verwendete, zum Beispiel beim Übersetzen von amerikanischen Country Songs. Der Dialekt, so hatte Hans Herrmann herausgefunden, eignet sich in seiner Farbigkeit und mit seiner Menge an betonten Silben viel besser zur Übersetzung von Versen und Liedern als das Hochdeutsche, und das hat er theoretisch gezeigt und praktisch belegt.

Ich habe ein wenig geblättert in diesen von ihm übersetzten Texten und habe eine kurze Liedstrophe gefunden, die mir zu diesem Augenblick des viel zu frühen Abschieds von Hansl zu passen scheint und die mir fast ein wenig tröstlich vorkommt:

Wo d'Schdroß nagoht, an deam Wäldle vorbei,
ond ieber's Fischwasser nom,
do dreffe mr ons, wenn's zwelfe schlechd,
ond lieded a weng en d'Sonn.

Helga Pfetsch

Neues aus dem Cyberspace

Zu Nutz und Unnutz am Pe-Zeh...

...und ein Hurra! vorweg: Sämtliche einhundert Bände der »Digitalen Bibliothek« sind nun auch für Apfel-Verwender nutzbar. Neuausgaben werden bereits mit der Apple-Software ausgestattet, für alle bisherigen CDs gibt es ein Progrämmchen zum Runterladen dort, wo Sie auch alle Hinweise auf die unentbehrliche DB finden: bei www.digitale-bibliothek.de Allen Ernstes sei's gesagt: Die Scheine und Münzen, die man für die eine oder andere CD auslegt, sind Zeit und Goldes wert, weil man pro Band bis zu 80000 Seiten nach allen Regeln der Kunst durchrecherchieren kann und das in die Textverarbeitung kopierte Resultat sogar zitierfähig ist. Welches Angebot im Internet leistet Vergleichbares?

Und: Google und Yahoo! gehen wieder getrennte Wege! Das heißt: man bekommt bei den beiden Suchmaschinen nun wieder (hoffentlich) unterschiedliche Ergebnisse. Ausprobieren!

Stund da jüngst (Ausgabe Juli-September 2003)...

...wie man ein Datei-Menü nach Maß anlegt.

Aber: Wie wird man's wieder los, wenn es seine Dienste getan hat? Ebba Drolshagen weiß es: Um einen Eintrag aus dem Menü zu löschen, drücken Sie einfach die Tastenkombination Strg+Alt+[-], so dass sich der Mauszeiger in ein Minuszeichen verwandelt. Rufen Sie dann das Menü »Arbeit« auf und wählen Sie den Dateinamen an, den Sie entfernen möchten.

...wie man alle Dateien zugleich schließt

Wie man dabei die zum Verwechseln ähnlichen Icons »Schließen« bzw. »Alles schließen« (und überhaupt: alle Icons schlechthin) umgestalten kann, verrät Sebastian Vogel: Die Schaltfläche in die Symbolleiste ziehen und bei geöffnetem (!) »Anpassen«-Fenster auf die rechte Maustaste klicken. Es öffnet sich ein Kontext-Menü mit den Punkten »anderes Symbol« und »Symbol bearbeiten«...

Hinweise für XPerten

Icon umbenennen

Angenommen, Sie wollen ein Icon auf dem Desktop umbenennen, sagen wir, aus »Eigene Dateien« soll »Manus« werden. Rechte Maustaste und dann nach »Umbenennen« suchen? Fehlanzeige. Klicken Sie auf das Icon. Drücken Sie F2. Geben Sie den neuen Namen ein. (Und das klappt ebenso bei jeder Datei in jedem Verzeichnis, und nicht nur unter XP!)

Mehrere Dateien durchnummerieren

Wie soeben beschrieben, aber unmittelbar an den (alten oder geänderten) Dateinamen zwischen Klammern den Zähler einfügen. Dazu ein Beispiel. Sie haben drei Bilder, auf denen Häuser abgebildet sind: huette.jpg, haus.jpg und front.jpg. Markieren, F2, Eingabe: haus(1).jpg – und schon entstehen haus(1).jpg, haus(2).jpg und haus(3).jpg.

Zeilennummern vergeben

Das wollen wir oft, etwa, um Normseiten zu kennzeichnen. Wir wissen auch ungefähr, wie's geht – aber wer konsultiert deswegen denn schon gleich die Hilfe-Funktion von Word?! Also: Den gewünschten Text(abschnitt) markieren. Im Menü *Datei* (ganz oben links) bei *Seite einrichten* die Registerkarte *Seitenlayout* aufrufen und auf die Schaltfläche *Zeilennummern* klicken. Jetzt die gewünschte Option wählen: Mit welcher Zahl beginnen, welches Zählintervall, durchgehend oder pro Seite neu... OK? OK drücken. Die Nummerierung passt sich natürlich automatisch an, sobald wir Zeilen oder Absätze löschen, hinzufügen oder verschieben.

Nur fehlende Dateien kopieren

Sie wollen Dateien von einem Ordner in einen anderen kopieren, in dem bereits einige Dateien mit denselben

Dateinamen liegen. Haben Sie die Dateien markiert und lösen den Vorgang aus, öffnet sich ein Fenster, das aber nur die Optionen bietet, die erste markierte oder alle Dateien zu überschreiben oder den Kopiervorgang zu stoppen. Es gibt aber eine – undokumentierte – Funktion, die es erlaubt, in Bausch und Bogen nur jene Dateien zu kopieren, die im Zielverzeichnis noch nicht zu finden sind: Shift-Taste gedrückt halten und auf *Nein* klicken.

Zurück springen – aber nicht rückgängig machen

Ein Klick auf den geringelten Pfeil in der Task-Leiste bewirkt, dass die letzte(n) Änderung(en) rückgängig gemacht werden. Will man aber bloß zu jener Textstelle zurück springen, an der man zuletzt eine Änderung vorgenommen hat, ohne den Text selbst zu beeinflussen: ALT+STRG+Z drücken.

Excel-Tabellen besser lesbar machen

Früher gab es Tabellierpapiere, wo jede zweite Zeile durch einen zarten Hintergrund farbig hervorgehoben wurde. Das machte umfangreiche Tabellen und Listen komfortabler. Und lässt sich auf dem Bildschirm und im Ausdruck simulieren: Das gesamte Arbeitsblatt markieren (*Bearbeiten – alles markieren*). Im Menü *Format* den Eintrag *Bedingte Formatierung* und dort *Formel* wählen. Eingabe: =Rest(Zeile();2=1 und in der Registerkarte *Muster* bei *Format* die gewünschte Farbe der Zellschattierung wählen.

Duplikatfinder

Auf der Windows-Installations-CD ist ein praktisches Werkzeug versteckt: Mit Doppelklick auf support.cab geraten Sie zu einer Datei dupfinder.exe. Die kopieren Sie in einen beliebigen Ordner auf der Festplatte. (Sie haben doch einen, der »Nützliche Dinger« oder so ähnlich heißt?!) Datei öffnen, *Browse* eingeben, ein Laufwerk oder Verzeichnis auswählen, in dem Sie doppelt vorhandene Dateien vermuten. *Start Search* – voilà.

Detaillierte Datei-Information

Ebenfalls auf der Windows-Installations-CD, ebenfalls in support.cab: die Datei vfi.exe. Auf die Festplatte kopieren (siehe oben). Nach dem Öffnen im Menü *File* zu *Add a Folder* gehen, dort den gewünschten Ordner eingeben. Schon werden Dateiname, Größe, Änderungsdatum und dergleichen über alle Daten angezeigt. Unter *View – Options – Column Options* wählen Sie jene Spalten, deren Information Sie wirklich interessiert. Mit *File – Save* kann man dies alles sogar als Textdatei abspeichern, angucken, ausdrucken.

Dieser Beitrag ist mit anklickbaren Links runterladfähig geparkt bei: <http://members.eunet.at/harranth/diesunddas.rtf>.

Was es zu sagen, fragen oder klagen gibt, abladen bei: harranth@eunet.at

Wolf Harranth

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Potsdamer Platz 10, 10785 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 100 10 111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: ver.di Hausdruckerei Landesbezirk Baden-Württemberg

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.